

## Geschichtswerkstatt Leipzig

Rede anlässlich des 44. Jahrestages der Sprengung der Universitätskirche St. Pauli, gehalten im Neuen Augusteum der Universität Leipzig am 30. Mai 2012

Wenn wir heute auf das 20. Jahrhundert zurückschauen, dann blicken wir nicht nur auf zahlreiche Fortschritte auf fast allen Gebieten menschlichen Tuns, sondern wir sehen auch zwei Weltkriege, Völkermorde, Vertreibungen und, im Falle Deutschlands, zwei Diktaturen sowie deren Folgen. Wir sehen kriegsbedingte und nicht kriegsbedingte Zerstörungen eines Ausmaßes, das man vor vielleicht 100 Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Der Verlust an Menschenleben, Naturressourcen und Kulturgütern übersteigt jede individuelle Vorstellung. Es kann daher nicht überraschen, dass das Trauma des Verlusts ein Leitmotiv des 20. Jahrhunderts war – und bis heute ist, denn es betrifft, wie uns die Traumaforschung lehrt, im Grunde nicht nur eine Generation, es wird fortgeschrieben im kollektiven und im individuellen Gedächtnis.

Das Trauma des Verlusts als Leitmotiv des 20. Jahrhunderts hat der bedeutende Philosoph und Essayist Walter Benjamin im März 1940, kurz vor seinem Tod, in einem berühmten Text in eine geschichtsphilosophische Metapher gekleidet. Diese Metapher macht er an einem Bild von Paul Klee fest. Sie lautet folgendermaßen:

"Es gibt ein Bild von Paul Klee, das *Angelus Novus* heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm."

Unausgesprochen prägt das Trauma des Verlusts, das Benjamin in seine Metapher kleidet, unseren Begriff der Erinnerungskultur; es hat das Gedenken und die Reflexion über Geschichte zu einem dauerhaften und institutionalisierten Diskurs

werden lassen. Dieser Diskurs über Geschichte und Erinnerung erlangte in Leipzig spätestens seit der Friedlichen Revolution von 1989 eine größere Intensität und Dauer als in anderen Städten. Leipzig ist im Grunde aufgrund dieses Diskurses zu einer gewaltigen Geschichtswerkstatt geworden. Eine zentrale Rolle spielen dabei nicht zuletzt 40 Jahre DDR bzw. deren Ende und deren Folgen. Und hier ist vergangene Geschichte durch zwei Ereignisse besonders präsent geblieben: durch die Sprengung der Leipziger Universitätskirche St. Pauli am 30. Mai 1968 und durch den Beginn der Friedlichen Revolution im Herbst 1989.

Die Sonderstellung der einstigen Dominikaner- und Universitätskirche und ihrer Zerstörung macht sich an zwei Umständen fest. Der Bau hatte, anders als beispielsweise das zuvor gesprengte Berliner Stadtschloss, den Krieg unversehrt überstanden, und er war ein Identifikationsraum oppositionellen Denkens. Ein weiteres Motiv für Leipzigs intensiven Gedächtnisdiskurs mag auch darin begründet liegen, dass die Stadt schon einmal, zur Völkerschlacht 1813, Wendepunkt der Geschichte war.

Wie sehr Leipzig bis heute eine lebendige Geschichtswerkstatt geblieben ist, lehren auch die nicht enden wollende Bautätigkeit auf dem Universitätscampus sowie die äußere Gestalt und die innere Gestaltung des jetzt entstehenden Paulinums. Es ist unverkennbar zu einem Geschichte erzählenden Erinnerungsbau geworden, der die Gewalttat vom 30. Mai 1968 und das Trauma des Verlusts architektonisch-bildhaft in Szene setzt.

Doch mit Fragen von Gestalt und Gestaltung endet die Sache nicht. Bis heute ist eines der wesentlichen Kapitel des Dramas Paulinerkirche weder abgeschlossen und noch im öffentlichen Bewusstsein präsent: die Sicherung, Restaurierung und Neuaufstellung der Kunst aus der Kirche und aus den angrenzenden Gebäuden. In den Tagen unmittelbar vor der Sprengung der Kirche setzten bekanntlich fieberhafte Aktivitäten ein, einerseits solche, die die Sprengung in letzter Minute zu verhindern suchten, andererseits solche, die angesichts der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens die für die Geschichte der Stadt und der Kirche so wichtige Sakralkunst des Baus zu retten suchten, darunter den heute in der Thomaskirche befindlichen Paulinaltar sowie etliche Grabplatten und Grabepitaphe. Es ist bislang viel zu wenig daran erinnert worden, dass die in nur wenigen Tagen in aller Eile und mit ebenso großer Tatkraft wie mit Mut durchgeführte Rettung eines großen Teils der Kunstwerke der Kirche einen Akt besonderer Courage darstellte. Die unzweifelhaft herausragende Bedeutung dieser Bergung ist umso bemerkenswerter, als sie offiziell nicht unter fachgerechter Aufsicht

der Denkmalbehörden stattfinden durfte. Vielmehr mussten unter schwierigsten Bedingungen in wenigen Tagen, zwischen dem 24. und dem 29. Mai 1968, zahlreiche, teilweise sehr großformatige Kunstwerke aus ihrer Verankerung gelöst, oft zerlegt, korrekt inventarisiert, zerstörungsfrei abtransportiert und sicher gelagert werden. Selbst zu Kriegszeiten hatte man in aller Regel deutlich mehr Zeit für eine solche Bergung. Es mutet daher fast wie ein Wunder an, das nach aktuellen Berechnungen etwa 6/7 der Sakralkunst gerettet werden konnte. Ähnliches gilt für die Sicherung der Kunstwerke aus dem Augusteum, die wenige Wochen später erfolgte.

Man kann nicht eindringlich genug an die Rettungsaktion vom Mai 1968 erinnern, allein schon, um den daran Beteiligten allergrößten Respekt für ihr couragiertes Wirken zu zollen. Erinnerung sei aber auch daran, dass die gerettete Kunst in den folgenden Jahrzehnten mehr als unwürdig behandelt wurde. Und das gilt nicht nur für die Zeit bis 1989. Noch in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist zu wenig geschehen. Das war kein Ruhmesblatt, auch nicht für die Universität. Erst nach 2002 begann eine fachgerechte Lagerung und Restaurierung beispielsweise der zahlreichen Epitaphe aus dem Innenraum der Paulinerkirche. Am Ende dieser Bemühungen wird die Platzierung von knapp zwei Dutzend dieser Epitaphien im östlichsten Bereich des Baus stehen, der in einer modernen Architektursprache an den alten Chor der Paulinerkirche erinnert. Hinzu tritt die schon erfolgte Hängung der aus dem Kreuzgang des ehemaligen Klosters stammenden Grabplatten im nördlichen Eingangsbereich des neuen Augusteums.

Dass die Neuaufstellung der Epitaphien möglich wird, ist in erster Linie dem nunmehr zehnjährigen Wirken des Universitätskustos, Dr. Rudolph Hiller von Gaertringen zu danken. Er hat, in Kooperation mit vielen Mitarbeitern der Universität, den größten Teil seiner bisherigen Dienstzeit auf diese anspruchsvolle Aufgabe verwandt. Dabei ging es nicht nur um die Verwirklichung eines schwierigen Hängekonzepts, sondern auch um die Restaurierung der zum Teil völlig ruinierten Epitaphe. Zentrales Problem war und ist immer noch die Finanzierung dieser Aktion. Für alle möglichen Dinge ist bekanntlich Geld vorhanden, für andere nicht. Die Epitaphe gehören zu den anderen. Umso dankbarer muss man allen Beteiligten sein und nicht zuletzt auch den zahlreichen zumeist privaten Sponsoren, die inzwischen den Bemühungen des Kustos und den Aufrufen des Rektorats folgend die nötigen eine Millionen Euro fast aufgebracht haben.

Die glanzvolle Wiederkehr der Epitaphe wird, so steht zu hoffen, das Trauma des Verlusts heilen helfen. Doch abgesehen von ihrer Erinnerungsfunktion besitzen Epitaphien auch kunst- und kulturgeschichtlich einen hohen Wert. An keinem anderen Ort in Deutschland wird man diese Gattung, die früher einmal zahlreich die Kirchen schmückte, in ebenso großer Vollständigkeit bewundern. Von hohem kunst- und kulturhistorischem Wert sind schließlich auch die sogenannten Paulinerfresken, die bereits im Verbindungsgang zwischen neuem Augusteum und der Campusbibliothek aufgestellt wurden. Sie stammen aus dem Bibliotheksgang des ehemaligen Dominikanerklosters und zeigen u.a. die Legenden der Hll. Barbara und Katharina. Sie gehören zu den wichtigsten Legenden der Heiligen des deutschen Spätmittelalters.

Ebenfalls sichtbar sind nun Ernst Rietschels Regententugenden, die ab 1836 zunächst die Aula der alten Universität und später deren Wandelhalle schmückten. Nach etlichen Irrungen und Wirrungen kehren sie nun an ihre alte Wirkungsstätte zurück. Es sind, von links nach rechts gesehen, die Milde, Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit.

Das Gesamtensemble der Kunstwerke auf dem Campus Augustusplatz gewinnt nun eine erkennbare und erfahrbare Gestalt: Die Paulinerfresken im Verbindungsgang zur Campusbibliothek erinnern bereits an ihren ursprünglichen Anbringungsort, der südlich an die damalige Klosterbibliothek angrenzte. Die Erinnerung an eine ursprüngliche Anbringung halten auch die anderen drei Werkkomplexe wach: die Regententugenden im östlichen Eingangsbereich des Augusteums, die Grabplatten im nördlichen Bereich und schließlich die noch zu installierenden Epitaphe im Paulinum. Sein anschaulichstes Zentrum als Geschichtswerkstatt und als Ort der Erinnerung wird Leipzig zukünftig also auf dem neuen Universitätscampus besitzen.

Frank Zöllner